

Christen, der sich in dem offenbar werdenden Fehler der andern mit-schuldig sieht, wird es zu Sühne und Gebet drängen.

Über all den Herrlichkeiten, in die der Christ in seiner übernatürlichen Erhebung hineingestellt ist und die wir in den letzten Jahren neu zu schauen gelernt hatten, war da nicht Gefahr, daß wir gleichsam in Vorwegnahme des Endes, des Wegzieles, vergaßen des Weges hin, des „Noch-nicht“, daß wir übersahen, daß unsere Wandertugend vorläufig noch die Hoffnung ist, die das Ziel, das Gut als ein „arduum“, also etwas „Noch-nicht-Erreichtes“, vor sich liegen sieht und es noch nicht als unanfechtbaren Besitz in der Hand trägt? Professor Schmaus³⁵ und Dr. Grosche³⁶ haben im letzten Jahr darauf hingewiesen. Schmaus schreibt, an Ausführungen Grosches anknüpfend, daß die Gefahr einer Mythisierung für das Christentum da drohe, wo in der Frömmigkeit nur die „theologia gloriae“ herrsche, während die „theologia crucis“ verdrängt werde, wo sonach der „status viatoris“ nicht ernst genommen werde. Wenn zur Erkenntnis unserer Auserwählung sich unter der Offenbarung des Bösen in unsren Reihen auch der andere paulinische Gedanke fügt, „in Furcht und Sorge unser Heil zu wirken“, dann wird auch hier gelten, daß „denen, die Gott lieben, alles, auch das eigene Böse, zum Heile gereichen wird“.

Und noch ein anderer Gedanke sei hinzugefügt. Ob nicht durch all das Aufbrechen von Armseligkeiten eines erreicht wird? Durch unsere stark geschichtlich bestimmte Erziehung haben wir uns langsam daran gewöhnt, daß unsere Liebe zur Kirche nicht in Frage gestellt wird, wenn man uns hinweist auf Fehler und Mängel in der Vergangenheit unserer Kirche, ja, wir formen sogar daraus einen Beweis für die Göttlichkeit der Kirche. Aber wie mancher hat sich an kleinen Anstößen und Ärgernissen wund, ja, gelegentlich zu Tode gerieben, sobald solche ihm in der Gegenwart begegneten. Daß wir lernen, in ähnlicher Weise auch mit den Schatten der Gegenwart fertig zu werden und hinter all den befleckten Kleidern und Fetzen das Göttliche im Glauben zu sehen, kann das nicht der Sinn der Prüfung sein? Und von dem, der so siegt, wird gelten, was der Seher — im Namen dessen, der „tot war und nun in alle Ewigkeit lebt“³⁷ — dem zunächst schwer zurechtgewiesenen Stern und Engel von Sardes schreibt: „Der Sieger wird bekleidet mit weißen Gewändern, und nimmer lösche ich seinen Namen aus dem Buche des Lebens.“³⁸

Die Überwindung der konfessionellen Fremdheit

Von Max Pribilla S. J.

Der Aufsatz, den Paul Fechter im Juli-Heft 1935 der „Deutschen Rundschau“ über die Fremdheit zwischen Katholizismus und Protestantismus im Reich veröffentlichte, hat ein vielfaches und lebhaftes Echo gefunden. Der ernste Mahnruf an die deutschen Katholiken und Prote-

³⁵ Vgl. „Der Kath. Gedanke“, Oktoberheft 1935, S. 391.

³⁶ Vgl. „Catholica“, Aprilheft 1935, S. 49 ff.

³⁷ Offb. 1, 18. ³⁸ Ebd. 3, 5.

stanten, eine unnatürlich und sinnlos gewordene Fremdheit zu überwinden und sich auf die gemeinsamen Glaubensgüter zu besinnen, hatte an eine Aufgabe gerührt, deren Dringlichkeit sich kein Einsichtiger, kein Freund des Christentums und des deutschen Volkes entziehen kann. Auch in dieser Zeitschrift (Oktober 1935) sind die Ausführungen Fechters eingehend gewürdigt und von der katholischen Seite her ergänzt worden.

Die Aussprache ergab eine völlige Übereinstimmung über das tatsächliche Bestehen der konfessionellen Fremdheit, wenngleich über ihre Ursachen die Ansichten auseinandergingen. Auch wurde die Fremdheit allgemein als ein großes Übel anerkannt, auf dessen Beseitigung man von hüben und drüben bedacht sein sollte. Es mußte sich also von selbst die Frage erheben: „Was kann man gegen die Fremdheit tun?“ So lautet denn auch die Überschrift eines weiteren Aufsatzes, den Paul Fechter im Februar-Heft 1936 der „Deutschen Rundschau“ erscheinen ließ. Er entwickelte darin verschiedene Vorschläge zur Überwindung der Fremdheit, und die Schriftleitung schickte dem Aufsatz eine Bemerkung voraus, in der sie den Wunsch äußerte, die begonnene Unterhaltung nicht wieder abreißen zu lassen, damit endlich praktische Schritte zur Beseitigung oder wenigstens zur Milderung der Fremdheit zwischen den Konfessionen getan werden können. Indem wir diesem Wunsche der Schriftleitung gerne entsprechen, wollen wir versuchen, auf Grund der bisherigen Aussprache zur grundsätzlichen Klärung der Frage beizutragen, was gegen die Fremdheit geschehen könne; denn eine gute Theorie ist die beste Hilfe für die Praxis.

Vorab sei eine sehr wichtige Vorfrage erörtert, die sich aus der Gesamtlage der Zeit aufdrängt und der daher auch Fechter seine Aufmerksamkeit zuwendet, obschon sie unmittelbar mit der Überwindung der Fremdheit nicht zusammenhängt. Wir Christen können uns nämlich heute nicht mit aller Ruhe und Beschaulichkeit den Beratungen über die Besserung der konfessionellen Verhältnisse hingeben, sondern wir sehen uns ungestüm und erbitterten Angriffen gegen das ganze Christentum ausgesetzt; ja in der Form des Bolszewismus erhebt der unverhüllte Unglaube sein Haupt gegen alles, was Gott heißt (2 Thess. 2, 4). In einer solchen Zeit muß die Größe der Gefahr, die alle Christen bedroht, ihnen den greifbaren Anlaß bieten, sich über die Grenzen der verschiedenen Bekenntnisse die Hände zu reichen und wenigstens in einem äußern Schutz- und Trutzbunde zusammenzustehen. Diese Pflicht betont Fechter eingehend und eindringlich. Höchste Anerkennung gebührt dem Freimut und Nachdruck, mit dem der protestantische Laie Katholiken und Protestanten auf die ihnen gemeinsame Aufgabe hinweist, gegen den Ansturm eines rohen und geistlosen Unglaubens die großen, unvergänglichen Werte des Christentums tapfer und unerschrocken zu verteidigen. Ja, er hebt mit Recht hervor, daß es einer so überragenden Geistesbewegung wie dem Christentum nicht ansteht, sich auf die Verteidigung zu beschränken, sondern daß sie stolz und freudig das Banner Christi entrollen müsse; denn zumal auf die Jugend

wirke eine rein zurückhaltende, abwartende und beschwichtigende Haltung entmutigend.

Seine Worte, die zugleich Tadel und Aufruf enthalten, seien hier zur Nachachtung wiedergegeben: „Bisher ist die Situation so, daß die Aktivität immer auf der Seite der Antichristen gelegen hat, daß das Christentum jahraus, jahrein sich hat mehr in eine Verteidigungsstellung drängen lassen — obwohl nicht der leiseste Grund dazu vorlag; im Gegenteil. Man hat sofort das gemeinsame Aktionsfeld und das gemeinsame Ziel, wenn man den — langsam notwendig gewordenen — Mut aufbringt, diese Passivität der bloßen Defensive aufzugeben und in breiter Front die Offensive für den lieben Gott zu beginnen, die man längst hätte beginnen müssen und können, sogar mit der größten Aussicht auf Erfolg hätte beginnen müssen und können. Denn wenn man sich die innere und die geistige Situation der Gegner des Christentums und des Christentums auch nur oberflächlich einmal daraufhin betrachtet, was beide Parteien den Menschen geistig und seelisch zu bieten haben, so fragt man sich mit tiefem Staunen, warum diese beiden großen christlichen Konfessionen, statt einander mit Fremdheit und Mißtrauen zu betrachten, nicht längst einmal zum Angriff übergegangen sind, dazu, die ungeheuren Reichtümer und Gaben des Erlebens und seelischen Erfahrens, die grandiosen Lebensbereicherungen, die ihre Welt zu bieten hat, weithin sichtbar aufzuzeigen und im Triumph von ihnen aus die Welt der Gegner in ihrer armseligen Kümmerlichkeit zu entlarven und wirkungslos zu machen.“

Gegenüber diesen Ausführungen, die wie eine Fanfare die Schlafenden und Saumseligen wecken wollen, hat freilich K. Schmidthüs („Die Schildgenossen“, Februar/März 1936) den besorgten Zweifel ausgesprochen, „wieviel von diesem grandiosen Reichtum noch unser wirklicher innerster Besitz ist, wieweit er in uns noch lebendig und wirkungskräftig ist. Wie wäre es sonst möglich, daß die christliche Welt mit ihrem ganzen grandiosen Reichtum sich tatsächlich in der Defensive befindet und die kümmerlichsten Argumente der Gegner genügen, einen großen Teil ihrer Einwohner zu sich herüberzuziehen?“ Dieser Zweifel kann gewiß nicht ernst genug genommen werden, aber zum Glück steht er dem Zusammenschluß der Christen zur Verteidigung des Christentums nicht im Wege. Bei dem Abwehrkampf gegen den Atheismus kommt es nämlich nicht darauf an, daß alle Kämpfer in tiefster Seele von dem Pneuma Christi erfüllt sind und in ihrer Lebensführung nichts vom christlichen Standpunkt zu wünschen übriglassen. Es genügt, daß sie noch so viel bewußtes oder unbewußtes Christentum haben, um sich gegen die Barbarei der platten Gottlosigkeit zu sträuben. In dem großen Heere der Christen ist immer viel Volk mitmarschiert, das einer strengen Kritik nicht standhalten konnte, und nicht nur Heilige haben die Schlachten Gottes geschlagen. Der Pessimismus unserer Tage wird daher gut tun, sich die christliche Vergangenheit, in der immer Licht und Schatten gemischt waren, nicht zu ideal vorzustellen¹.

¹ Vgl den Aufsatz über „Siegen und Versagen des Christentums“ in dieser Zeitschrift 118 (1929/30) 1—16.

Überdies beruht das Verzagen und Versagen der Christen nicht immer auf dem Fehlen innerer Überzeugung, sondern oft auf dem Mangel an rechter Führung oder dem Nichtwissen um die Größe der Gefahr und um die vielen, die der gleichen Überzeugung sind wie sie. Vielleicht auch denken und hoffen sie in ihrer Gelassenheit — um ein Wort Bismarcks² anzuführen —, „daß das Narrenschiff der Zeit an dem Felsen der christlichen Kirche scheitert“, ohne daß sie selbst sich sonderlich zu regen bräuchten. Christus wußte wohl, warum er seine Jünger immer wieder zu Vertrauen und Furchtlosigkeit aufrief; denn der Kampf für Christus ist zugleich ein Kampf gegen die eigene Feigheit und Armseligkeit. Es hat daher Sinn und Wert, in Zeiten der Gefahr den Christen die Notwendigkeit vereinter Abwehr zum klaren Bewußtsein zu bringen, ihnen Mut und Rückgrat zu stärken und sie zum geschlossenen Einsatz aller ihrer Kräfte aufzufordern. So entscheidend und unentbehrlich auch mitten in der Verfolgung die Pflege des innern religiösen Menschen ist, so wenig genügt sie für sich allein. Wenn die Kommunisten die Kirchen in Brand stecken wollen, dann kommt es für die Christen darauf an, zur Stelle zu sein und durch ihre Zahl, ihre Einigkeit und Entschiedenheit zu zeigen, daß sie auch noch da sind und für ihren Glauben zu kämpfen, zu leiden und zu sterben bereit sind. Das mag auf den ersten Blick sehr wenig geistig oder geistlich klingen, ist aber keineswegs eine Entweihung der christlichen Religion, sofern man nur beachtet, daß die übernatürliche Ordnung die Mittel der natürlichen Ordnung weder ersetzt noch erspart. Hat doch auch ein Augustinus³ den Anhängern Jesu Christi ihre Feigheit zum Vorwurf gemacht, weil sie trotz ihrer großen Zahl ihren Meister in die Gewalt seiner ärgsten Feinde fallen ließen, während schon deutliche Zeichen ihrer Treue genügt hätten, jeden Anschlag auf ihn zu verhüten.

Es ist mir zwar wohlbekannt, daß die Bemühungen, die auf einen Zusammenschluß aller Christen zur Verteidigung der christlichen Grundsätze abzielen, heute von mancher Seite gering eingeschätzt werden, weil sie sich nicht zur Höhe des eigentlich theologischen Problems erheben. Aber diese Geringschätzung verrät einen Mangel an Einsicht in die wirkliche Lage der Christenheit und ihre Anforderungen⁴. Wenn in früheren Jahrhunderten Katholiken und Protestanten sich zur Abwehr der Türkengefahr verbanden, so wurde dadurch freilich die innertheologische Frage zwischen den beiden Konfessionen nicht gelöst, aber das Abendland vor der Überflutung durch den Islam bewahrt, was für die Christen und das Christentum immerhin von einiger Bedeutung war. Dabei ist es ganz natür-

² Bismarck am 15. Nov. 1849 im Preußischen Landtag.

³ In Ps. 81, 4; ML 37, 1049: „In eo populo, in quo natus et occisus est Christus, nec illos fuisse immunes a tanto scelere, qui cum essent tanta multitudinis, ut eos, sicut Evangelium loquitur, timerent Judaei et propterea in Christum manum mittente non auderent (Luc. 22, 2), postea conniverunt eumque interimi a malignis et invidis Judaeorum principibus permiserunt; qui si voluissent, timerentur semper, ut numquam in illum sceleratorum praevalerent manus. De his quippe et alibi dicitur: ‚Canes muti nescierunt latrare‘ (Is. 56, 10).“

⁴ Näheres über die „Einheit im Wirken“ in meinem Buche „Um kirchliche Einheit“ (Freiburg 1929, Herder) 240—264.

lich, wenn das äußere gemeinsame Zusammenstehen gegen die Feinde des Christentums auch auf das innere Verhältnis der Konfessionen versöhnend einwirkt und so mittelbar dem Ziele dient, die gegenseitige Fremdheit zu überwinden.

Nach Erledigung der Vorfrage wollen wir uns den Wegen zur Überwindung der konfessionellen Fremdheit zuwenden, indem wir zunächst die hier gestellte Aufgabe genau umschreiben und gegen andere abgrenzen. Überwindung der Fremdheit bedeutet weder irgend eine Änderung in der äußern Organisation der christlichen Kirchen noch eine Behebung ihrer Glaubensunterschiede. Die kirchliche Einigung aller Christen ist das letzte Ziel anderer Bestrebungen, ein hohes Ziel, dessen Verwirklichung nicht nur dogmatisch und kirchenrechtlich, sondern auch organisatorisch, sozial und wirtschaftlich die größten Auswirkungen haben würde. So hoch und weit greift die Überwindung der Fremdheit nicht. Sie läßt den äußern Bestand der Kirchengemeinschaften völlig unangetastet, verzichtet auf alle kirchenpolitischen Absichten oder Propagandaversuche und beruhigt so die Besorgnisse derer, die von einer Besserung der interkonfessionellen Beziehungen eine Gefahr für Bestand oder Sicherheit ihrer eigenen Kirche befürchten.

Die Überwindung der Fremdheit will auch nicht die entschlossene und nachdrückliche Vertretung der Glaubensunterschiede verbieten noch deren Tragweite leugnen oder verharmlosen; sie will weder den Sinn für die Wahrheit abschwächen noch den Kampf für die Wahrheit behindern. Dieser Kampf ist den Kirchen als unausweichliche Pflicht auferlegt, und eine Kirche, der die Wahrheitsfrage gleichgültig wäre, würde sich selbst aufgeben. Aber nur wenn die Fremdheit überwunden ist, kann der Kampf in entsprechender Weise, nämlich vom Wissen und nicht vom Nichtwissen geführt werden. In getreuen Spiegeln, nicht in Zerrspiegeln sollen die Konfessionen einander sehen. Die wahre Kenntnis des Zwiespaltes, der zwischen Katholizismus und Protestantismus besteht, meidet die landläufigen Vorurteile und Mißverständnisse, stellt aber dafür die eigentlichen tiefen Gegensätze scharf heraus und zwingt die religiösen Parteien, sich gegenseitig ernst zu nehmen. Gerade dadurch erzeugt sie über alle konfessionellen Grenzen hinweg ein Gefühl der Ehrfurcht, weil sie zeigt, daß auch die andern in ehrlicher Absicht um das echte und unverfälschte Christentum ringen. Beherzigenswert ist auch heute noch, was J. A. Möhler 1832 in der Vorrede zu seiner „Symbolik“ schrieb: „Die Ansicht, es seien keine erheblichen und ins Herz des Christentums eingreifenden Unterscheidungen vorhanden, kann nur zur gegenseitigen Verachtung führen; denn Gegner, denen das Bewußtsein einwohnt, daß sie keine ausreichenden Gründe haben, sich zu widersprechen, und es dennoch tun, müssen sich verachten.... Auch ist die Erscheinung nicht selten, daß die Unkenntnis der wahren Differenzen falsche erkennen läßt, was ein feindseliges, liebloses Gegenüberstehen beider Parteien weit mehr unterhält als eine richtige, genaue Kenntnis der Unterschiede; denn nichts schmerzt und erbittert mehr als unbegründete Vorwürfe.“

Hier greift nun unsere Aufgabe ein. Die Überwindung der Fremdheit will einen als anormal erkannten und empfundenen Zustand beseitigen und das Verhältnis zwischen den Konfessionen so gestalten, wie es den Anforderungen der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der christlichen Liebe entspricht. Wie ist das zu erreichen, d. h. was kann man gegen die Fremdheit tun?

Mit Recht bemerkt Fechter, man müsse „zunächst einmal Vorkehrungen treffen, daß die beiden wie durch eine luftleere Schicht getrennten Bereiche überhaupt zusammenkommen“. Aber wie? Er rät, vom Einfachsten, vom geselligen Verkehr den Anfang zu machen, und schlägt daher vor, „daß ... das Kennenlernen der tragenden Schichten eben bei den Briefmarken und dem Fußballspielen beginnen muß, vor denen man gemeinhin nicht über Abendmahlsfragen und Probleme des liturgischen Lebens zu sprechen pflegt. Eben um nicht Verwirrung zu stiften, soll man der Fremdheit im Volk zunächst vom Leben, nicht vom Religiösen her beizukommen suchen. Wenn ein paar kluge volksnahe Leute von beiden Seiten sich zusammensetzen und die Sache einmal bereden, werden sie ohne allzu viel Schwierigkeiten Mittel und Wege finden, um erst einmal einen Anfang, einen praktischen Annäherungsversuch zu machen. Gesang und Tanz sind die empfehlenswertesten Ausgangspunkte: hat man erst irgendwo einen Ansatz, so geht es erheblich leichter weiter.“

Dieser Vorschlag ist offenbar wohlgemeint, aber er scheint mir die Tiefe und Verwickeltheit des hier vorliegenden Problems zu verkennen. Zweifellos gibt es einzelne Beispiele, wo der vorgezeichnete Weg — gelegentliches Sichkennenlernen bei einer gesellschaftlichen Veranstaltung — zu einer Überwindung erst der persönlichen, dann auch der konfessionellen Fremdheit geführt hat. Aber aufs große Ganze gesehen, sind das Ausnahmen, die an dem gewohnten Abstandhalten der Konfessionen wenig ändern. Auch drängt sich die Frage auf, ob man Menschen, die sich innerlich sehr fremd gegenüberstehen, zu gemeinsamem Singen und Tanzen überhaupt zusammenbringen kann. Die Fremdheit bringt nämlich auch dies mit sich, daß alle Vorgänge, die sich im Raume zwischen den Konfessionen abspielen, von Freunden und Feinden der Verständigung mit äußerster Wachsamkeit beobachtet werden. „Harmlose“ Annäherungsversuche unter neutraler Flagge würden alsbald von mißtrauischen Zionswächtern auf Absicht und Veranstalter (die „Drahtzieher“ hinter den Kulissen) genau geprüft, so daß es kluge volksnahe Leute vorziehen werden, in konfessionellen Dingen jedes Versteckenspielen zu meiden und offen herauszusagen, um was es sich handelt.

Sodann ist wohl zu beachten, daß es in Deutschland schon seit Jahrhunderten einen zivilen Verkehr zwischen den Konfessionen gibt und trotzdem die gegenseitige Fremdheit sich unvermindert erhalten hat. Katholiken und Protestanten treffen sich unzählige Mal in Fabriken, Büros, Kasernen, Universitäten, Gasthäusern usw. Es mag auch oft von Religion gesprochen werden. Aber in welcher Weise? Für die Behebung der Fremdheit hat es natürlich keinen Wert, wenn sich abgestandene Katholiken mit abgestandenen Protestanten in abfälliger oder gar gehässiger Kritik der

Religion und der Kirche zusammenfinden. Im günstigsten Falle kommt es dabei zu einer Abwehrfront der gläubigen Christen zur Verteidigung ihres gemeinsamen Glaubensgutes. Es ist aber meist nur ein äußeres Zusammenstehen, nicht ein inneres Näherrücken. Im Verhalten zwischen kirchentreuen Katholiken und kirchentreuen Protestanten wird man als Regel feststellen können, daß in ihren Gesprächen das religiöse Gebiet ängstlich gemieden wird, mögen sie vielleicht auch jahrelang in der gleichen Werkstatt oder dem gleichen Büro arbeiten. Und im allgemeinen ist dies auch das beste; denn bei der bestehenden gegenseitigen Unkenntnis würde es sich bald herausstellen, daß der Katholik den Fragen des Protestant und der Protestant den Fragen des Katholiken nicht gewachsen ist. Es gehört nämlich ein ziemliches Wissen und ein feines Fingerspitzengefühl dazu, um in die religiöse Welt eines Andersgläubigen einzugreifen, ohne ihn — wenn auch wider Willen — zu verletzen. Überdies muß man mit der leidigen Tatsache rechnen, daß viele Katholiken und Protestanten ihre eigene Religion nur sehr mangelhaft kennen.

Eine wesentliche Besserung des gegenseitigen Verhältnisses zwischen den Konfessionen kann nur aus der Tiefe des christlichen Ethos kommen, und diese Wandlung muß von der geistigen Führerschaft ausgehen, in unserem Falle also von den Theologen und den gebildeten Laien. Die Reform wird auch hier zunächst nur kleine Gruppen ergreifen und dann ganz allmählich, mit jener majestätischen Langsamkeit, in der große Ideen sich durchsetzen, durch Lehre und Beispiel in weitere Kreise und schließlich in die breite Masse des Kirchenvolkes dringen.

Nach welchen Richtpunkten und in welcher Gesinnung wäre nun die Arbeit zur Überwindung der konfessionellen Fremdheit zu unternehmen? Man beginne vor allem nicht mit Forderungen und Ansprüchen gegenüber dem andern. Im Vordergrund des Bewußtseins soll nicht die Frage stehen, was der andere zu tun oder zu ändern hat, sondern vielmehr die, was muß ich tun, um dem andern gerecht oder noch mehr gerecht zu werden. Das ist der echte Geist des Evangeliums: „Laßt uns fortan nicht mehr einander richten, sondern im Gegenteil darauf sinnen, alles zu meiden, was dem Bruder ein Stein des Anstoßes oder Gelegenheit zum Ärgernis sein könnte“ (Röm. 14, 13). Daher kann niemand an unserer Arbeit mit Nutzen teilnehmen, der im Banne der Selbstgerechtigkeit steht.

Erstens gilt es, die rein negative Gegensatzhaltung gegen die andere Konfession aufzugeben. Gegensatzhaltung ist etwas ganz anderes als Überzeugungstreue, die bei jedem geachtet werden soll. Gegensatzhaltung ist eine Geistesverfassung, die bewußt darauf ausgeht, die Gegensätze auch ohne Not hervorzukehren, die andere Konfession nur als Gegenstand der Kritik, namentlich einer herabsetzenden, zu betrachten und von ihr nur das Schlechte und Verkehrte zu sehen und zur Abschreckung zusammenzustellen. Man denke etwa an die geflissentlichen Polemiker, die gleichsam immer mit Schwert und Sporen einhergehen und im Hochgefühl ihrer eigenen Vortrefflichkeit immer glänzende Siege über den nichtswürdigen Gegner davontragen (Luk. 18, 11). Durch solche Haltung versperren wir uns selbst den Weg zum rechten Verständnis des andern und stoßen zu-

gleich den andern ab, sich um ein rechtes Verständnis unseres religiösen Bekenntnisses zu bemühen. Hierher gehört auch die unselige Gewohnheit, der fremden Ansicht einen so überspitzten und damit verzerrenden Ausdruck zu geben, daß die Entfremdung dadurch nur wachsen kann⁵. Gerade umgekehrt wird der Freund der konfessionellen Verständigung bei dem Andersgläubigen gerne das Gute, Positive und Gemeinsame anerkennen, und auch dort, wo er in Glaubensfragen seinen grundsätzlichen Einspruch anmeldet, werden Ton und Wortwahl von seiner friedfertigen Gesinnung Zeugnis ablegen. Es macht z. B. bei der Darstellung der Reformationsgeschichte einen großen Unterschied, ob man die traurigen, für uns unabänderlichen Geschehnisse der Vergangenheit benützt, um die Kluft zwischen den Konfessionen zu verbreitern, oder ob man aus tiefer Einsicht in das hier obwaltende Verhängnis schon in den jugendlichen Herzen Verständnis für die große Aufgabe weckt, die durch die Glaubensspaltung den Katholiken und Protestanten von heute gestellt ist. Jeder Religionslehrer sollte — im Hinblick auf das Hohepriesterliche Gebet Christi (Joh. 17, 11 21—23) — die Reformationsgeschichte so vortragen, daß er zum Schluß, ohne erröten zu müssen, mit seinen Zuhörern ein Gebet um die Einigung der Christenheit sprechen kann.

Die zweite Forderung ist die strenge Trennung zwischen Person und Sache, d. h. keine Übertragung der Gegensätze in der Lehre auf das persönliche Gebiet. Auch in unsren geheimsten Gedanken müssen wir der Versuchung widerstehen, die andern schon deshalb für schlechtere Menschen oder schlechtere Christen zu halten, weil sie einen von dem unsrigen verschiedenen Glauben haben. Jenseits der konfessionellen Grenzen steht ja nicht ein unversöhnlicher Feind, der bekämpft werden muß, sondern ein Christ, der ebenfalls ein Jünger Christi sein will und es vielleicht in höherem Grade ist als wir selbst. Die Erfahrung des Lebens bestätigt es immer aufs neue, wie sehr die Ehrfurcht vor der Person auch die Verständigung über die Sache erleichtert. Die Ehrfurcht lenkt Herz und Zunge und bewahrt vor Taktlosigkeit, die wohl nirgends unheilvoller sich auswirkt als auf dem religiösen Gebiet.

Hier erhebt sich nun von protestantischer Seite der Einwand, wie es sich mit der Achtung vor der Person des Andersgläubigen vereinbaren läßt, daß die Protestanten von den Katholiken als Häretiker, als Ketzer bezeichnet oder betrachtet werden. Darauf gibt Antwort die klare Unterscheidung

⁵ Ein Beispiel, wie man es nicht machen soll, bietet der Aufsatz des Bundesdirektors des Evangelischen Bundes Lic. F. von der Heydt, der im Märzheft 1936 der „Wartburg“ über den Glauben des Katholiken also urteilt: „Daß er einen Menschen wie den Papst als Inkarnation (sic!) Gottes betrachtet, daß er sein Gewissen dem Priester gefangen gibt, daß er das Evangelium als Gesetz versteht, daß er das Reich Gottes als eine Weltorganisation betrachtet, daß er die Kirche als dem Staat übergeordnete Instanz betrachtet, daß er sein Herz teilen muß zwischen Kirchenstaat und Volksstaat, das offenbart die Aktualität der Fremdheit.“ Welcher Katholik würde in solcher Zeichnung seinen Glauben wiedererkennen? — Die Hauptfrage, die sich der Evangelische Bund mit Nutzen stellen könnte, ist die, wieviel er selbst seit seiner Gründung (1887) zur Erhaltung und Verfestigung der konfessionellen Fremdheit beigetragen hat.

zwischen formellem und materiellem Häretiker, wie sie sich nach katholischer Lehre darstellt. Nach dem Kirchlichen Gesetzbuch (can. 1325 § 2) ist Häretiker im eigentlichen (formellen) Sinne ein getaufter Christ, der eine von der Kirche verkündete Glaubenswahrheit „pertinaciter“, d. h. mit hartnäckig-bösem Willen leugnet oder bezweifelt. Häresie ist also nicht ein bloßer Irrtum im Glauben. Man kann nach katholischer Lehre niemals Häretiker im eigentlichen Sinne sein oder werden ohne persönliche schwere Schuld.

Ganz anders ist der Fall der Christen, die in gutem Glauben und mit ruhigem Gewissen sich zu einer nichtkatholischen Kirche oder Sekte bekennen. Sie mögen in Glaubenssachen irren, aber sie sind keine Häretiker im wirklichen, eigentlichen Sinne; wir haben daher auch kein Recht, ihnen wegen ihrer abweichenden Glaubensüberzeugung einen sittlichen Vorwurf zu machen. Ja wir gehen noch weiter und sagen: Da jeder Mensch seinem Gewissen folgen muß, so hat der Protestant, der von der Wahrheit seiner Kirche überzeugt ist, nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, in seiner Kirche zu bleiben⁶. Die Zugehörigkeit zu einem nichtkatholischen Bekenntnis ist also kein Grund, ihm unsere Ehrfurcht und Liebe zu versagen. Ob nun jemand mit oder ohne Schuld irrt, ist eine Tatsachenfrage. Solange aber nicht Beweise für das Gegenteil vorliegen, haben wir bei den Andersgläubigen ehrliche Überzeugung vorauszusetzen und nach dieser Voraussetzung unser Verhalten gegen sie einzurichten.

Nur insofern der gutgläubige nichtkatholische Christ in seinem tatsächlichen (materiellen) Bekenntnis von der katholischen Glaubenswahrheit abweicht, wird er in der Sprache der Theologie als materieller Häretiker bezeichnet. Wer aber diese beiden ganz und gar verschiedenen Begriffe des formellen und des materiellen Häretikers verwechselt, der richtet dieselbe Verwirrung an, wie wenn er denjenigen, der aus Versehen in einer Angabe irrt, als bewußten Lügner kennzeichnete. Der formelle Häretiker ist immer ein schuldhafter Mensch, der materielle Häretiker kann ein Heiliger sein. Die bloße Feststellung eines Irrtums darf aber nicht als Kränkung aufgefaßt werden. Wenn sich zwei Bekenntnisse in einer Aussage kontradiktorisch entgegenstehen, so können nicht beide recht haben, sondern auf einer Seite muß ein Irrtum vorliegen. Das ist eine logische Konsequenz, die wir für und gegen uns gelten lassen müssen. Wenn Karl Barth⁷ im Namen seiner Glaubensgenossen sagt, daß die katholische Kirche „von uns aus gesehen eine häretische Kirche“ ist, so erblickt der Katholik in einem solchen Ausspruch keine Beleidigung, sondern den Ausdruck der Tatsache, daß Protestanten und Katholiken eben im Inhalt ihrer Glaubensaussagen nicht übereinstimmen. Es ist daher auch nicht als Überheblichkeit oder Lieblosigkeit zu betrachten, wenn die katholische Kirche eine ihrer Lehre widersprechende Meinung als Häresie bezeichnet und verurteilt.

Die dritte Forderung zur Überwindung der konfessionellen Fremdheit

⁶ Vgl. Lehmkuhl, Theol. mor. ¹² I n. 415, 3.

⁷ Zwischen den Zeiten 6 (München 1928) 291.

ist ein eifriges Bemühen um die rechte Erkenntnis des eigenen und des fremden Glaubens. So seltsam es vielleicht klingen mag, so ist es doch wahr, daß für Katholiken und Protestanten das gründliche Eindringen in die eigene Religion zugleich ein Weg zum besseren gegenseitigen Verstehen ist. Zutreffend bemerkt Ernst Michel im „Hochland“ (April 1936): „Es ist die Erfahrung der beiden letzten Jahrzehnte — in der Jugendbewegung und in den Kreisen geistig führender Katholiken und Protestanten —, daß die Bereitschaft und die Fähigkeit zum gegenseitigen Sich-kennenlernen und zum fruchtbaren Gespräch wächst, je intensiver und wesenhafter die Einwurzelung im eigenen Glaubensleben wird, je personaler der Glaube und je stärker gemeindebildend die Kirche wieder wird.“ Darum habe ich schon vor zehn Jahren geschrieben: „Nicht in der religiösen Verflachung ... liegt das Heil beschlossen, sondern in der religiösen Vertiefung. Wer in die Tiefe seiner religiösen Überzeugung hinabsteigt, wird dort verborgene Gedankengänge finden, die zum Standort der andern hinüberführen, während die Berührung an der Oberfläche so leicht immer neuen Stoff zu Mißverständnissen und zu gegenseitiger Verbitterung schafft.“⁸

Die Vertiefung in die eigene Religion wird naturgemäß zu Bemühungen führen, sie auch für Andersgläubige verständlich darzustellen. Religiöse Selbstdarstellungen sind heute sehr gesucht. Hier harrt der Katholiken noch eine große Aufgabe, deren glückliche Lösung nicht wenig zur Überwindung der konfessionellen Fremdheit beitragen würde. Theologische Lehrbücher und Abhandlungen über die katholische Religion sind zwar in Fülle vorhanden; viele verstauben in den Bibliotheken und Regalen. Woran es immer noch fehlt, das sind knappe, allgemeinverständliche, aber gründliche Schriften über die einzelnen Glaubenslehren und religiösen Übungen, die in Gottesdienst, Lebensführung, Sitten und Gebräuchen sich auswirken und auch für Andersgläubige sichtbar werden. Begehrt sind für weitere Kreise nicht so sehr theologische Untersuchungen, sondern anschauliche Schilderungen, z. B. was die heilige Messe und die übrigen Sakramente, die Heiligenverehrung, die Wallfahrten, die Fronleichnamsprozession, der Ablaß, der Rosenkranz, das Papsttum usw. im Leben des Katholiken bedeuten. Es ist nicht leicht, solche Schriften zur allgemeinen Zufriedenheit zu verfassen, weil der Angehörige eines Bekenntnisses oft das ihm (nicht aber dem andern) Selbstverständliche wegläßt und nicht genügend beachtet, wo für den Außenstehenden die Steine des Anstoßes liegen. Diese Schriften müssen vor allem dem Zwecke der Einführung dienen und den Lebenswert der jeweiligen Glaubenslehre oder Religionsübung herausstellen; sie dürfen nicht viel voraussetzen und sich nicht in abstrakte theologische Konstruktionen verlieren. Alle religiös Interessierten werden mit lebhaftem Dank Darstellungen annehmen, die ohne polemische oder apologetische Spitze in ansprechender Form verlässige Kenntnis vermitteln. Es mag angemerkt werden, daß auf protestantischer Seite in dieser Hinsicht ein reichhaltiges Schrifttum vorliegt. Ausdrücklich erwähnt sei das

⁸ Um die Wiedervereinigung im Glauben (Freiburg 1926) 79.

große, auf 60 Einzelhefte berechnete Sammelwerk „Ekklesia“, das von Friedrich Siegmund-Schultze bei Leopold Klotz, Gotha 1934 ff. herausgegeben wird. Diese „Kirchenkunde der Gegenwart“ ist eine „Sammlung von Selbstdarstellungen der christlichen Kirchen“ und gewährt einen guten Einblick in den heutigen Stand des außerkatholischen Christentums, wie es von den Anhängern der einzelnen Kirchen selbst gesehen wird⁹.

Zu der Erkenntnis und Selbstdarstellung des eigenen Bekenntnisses muß für die geistige Führerschicht der ernste Wille hinzukommen, auch das fremde Bekenntnis richtig zu verstehen und ohne Verschiebungen wiederzugeben. Dem, was ich darüber in dieser Zeitschrift (Juni 1935, 164—168) geschrieben habe, ist nur noch weniges beizufügen.

In der Theorie sind wir für die psychologischen Vorbedingungen jeder Erkenntnis und Verständigung hellsichtiger geworden; in der Praxis lassen wir sie nur allzuoft außer acht. Ein ungeheurer Aufwand von Scharfsinn und Entrüstung wird in Reden und Schrifttum unnütz vertan, weil man sich nicht die Mühe nimmt, vorher in aller Sachlichkeit auf Grund einwandfreier Quellen die eigentliche Ansicht der andern genau zu prüfen. Seitenlang werden mit großem Nachdruck Dinge ausgeführt, die niemand bestreitet, und tausendmal berichtigte Behauptungen und Fabeln in völliger Ahnungslosigkeit wiederholt, aber die entscheidenden Punkte werden nicht gesehen oder scheu umgangen. Es wird ein Gegner bekämpft, der in Wirklichkeit nirgends vorhanden ist. Das ist es, was die Lesung der Kontroversliteratur meist so unerquicklich macht, und daher die unaufhörlichen, wechselseitigen Klagen über Mißverständnisse, falsche oder schiefe Darstellungen und Verzerrungen.

Sollen wir aus diesem Kreis des Unheils endlich herauskommen, so bedürfen wir der Geduld des ruhigen Sehens und Hörens. Wir müssen alle Hast ablegen und das stürmische Verlangen, gleich zu widerlegen und zu belehren. Erst muß unser Geist einer photographischen Platte gleichen, die ganz scharf und getreu das Bild des andern Bekenntnisses wiedergibt, und um eine solche Wiedergabe zu erreichen, muß unser Geist lange Zeit für die Belichtung bereit sein. Man muß sehr viel, sehr aufmerksam hören und immer wieder hören, das Gehörte reiflich überdenken und durch Rückfragen gegen Mißverständnisse sichern.

Auch in den Beziehungen zwischen den Konfessionen hat sich das Verhalten des modernen Menschen gerächt, der die Kunst des Hörens verlernt hat. Schon 1886 hat Nietzsche (*Menschliches Allzumenschliches* I n. 282) geschrieben: „Weil Zeit zum Denken und Ruhe im Denken fehlt, so erwägt man abweichende Ansichten nicht mehr: man begnügt sich, sie zu hassen. Bei der ungeheuren Beschleunigung des Lebens wird Geist und Auge an ein halbes oder falsches Sehen und Urteilen gewöhnt, und jedermann gleicht den Reisenden, welche Land und Volk von der Eisenbahn aus kennenzulernen. Selbständige und vorsichtige Haltung der Erkenntnis schätzt man beinahe als eine Art Verrücktheit ab.“ Diese Sätze stammen aus einer

⁹ Die Darstellungen über die anglikanische Kirche und die evangelischen Kirchen in Schweden, Norwegen, Österreich, den Niederlanden und der Schweiz sind bereits erschienen.

Zeit, in der die Menschheit noch nicht mit den Segnungen des Telefons, des Radios, des Films, der Autos, der Flugzeuge, des FFD usw. beschenkt war. Das Tempo des Lebens hat sich seitdem gewiß nicht verringert und ebensowenig die Gefahr des oberflächlichen Sehens und Urteilens. Die Menschen, die alle unter der geschwungenen Geißel der Hast stehen, haben allzuviel mit ihren eigenen Plänen und Sorgen zu tun, als daß sie noch Zeit und Muße fänden, sich in die Gedankenwelt anderer in Ruhe hineinzuversenken. Die Verwüstungen, die gerade im geistigen Bereich die sinnlose und unwürdige Hast anrichtet, können nicht leicht überschätzt werden.

Die Überwindung dieser Hast und ihrer verderblichen Folgen ist die notwendige psychologische Voraussetzung für jede konfessionelle Verständigung. Diese erfordert eine immer erneute Prüfung des „Standes der Frage“, eine Untersuchung nicht nur der geschichtlichen Voraussetzungen, sondern auch der religiösen Bewegungen der heutigen Menschen. Es ist unmöglich, aus abstrakten Berichten ein wahrhaftes Bild der Wirklichkeit zu gewinnen, und man muß sich bewußt sein, daß mit der Kenntnis der dogmatischen Unterscheidungslehren allein noch kein Verständnis für das religiöse Leben der Andersgläubigen gegeben ist. Wer die konfessionelle Fremdheit überwinden will, darf der persönlichen Berührung mit Andersgläubigen nicht ängstlich ausweichen und muß selbst für Fragen und Einwände offenstehen. Er darf sich bei der Beurteilung des fremden Bekenntnisses nicht an Äußerlichkeiten und Nebenerscheinungen klammern, sondern muß durch die Schicht persönlicher oder formeller Unzulänglichkeiten und zeitgeschichtlicher Bedingtheiten zum Kern des eigentlichen religiösen „Anliegens“ vorstoßen, d. h. er muß bereit sein, auch in dem fremden Bekenntnis den Wahrheitsgehalt anzuerkennen. Zu dieser höheren und reineren Form der „Polemik“ müssen die christlichen Konfessionen einander helfen und erziehen, damit ihr gegenseitiger Wettstreit wirklich ein ehrliches Ringen um die Wahrheit, nicht ein Zanken um die Wahngesilde der Unwissenheit und des Hasses sei. Lange genug haben die Konfessionen gegeneinander und aneinander vorbei geredet; es ist an der Zeit, daß sie ernstlich und aufrichtig miteinander reden.

In seiner Schrift „Una Sancta“ (Gütersloh 1936, S. 38) hat Adolf Deismann, dieser um die konfessionelle Verständigung hoch verdiente ökumenische Führer, die treffenden Worte geschrieben: „Die Frage der Einigung der Christenheit ist heute zunächst nicht eine dogmatische Frage, sondern eine psychologische.... Es ist unfruchtbar, Einigungsverhandlungen zu beginnen, wenn die verhandelnden Menschen sich vorher nicht kennen und wenn man das Kirchen- und Volkstum seines Verhandlungsnachbars nur aus tendenziösen Büchern oder aus den vergilbten Kollegheften akademischer Vorlesungen kennt. Das erste muß durch die gegenseitige Annäherung der Persönlichkeiten die Schaffung einer Vertrauensbasis sein.“ Was hier von der Einigung der christlichen Kirchen gesagt ist, gilt ebenso von der Überwindung der konfessionellen Fremdheit. Worauf es entscheidend ankommt, ist heute nicht die Änderung äuße-

rer Verhältnisse, sondern die Reform der innern Gesinnung. Wo die innere Gesinnung sich des Verhängnisses der konfessionellen Fremdheit bewußt und auf ihre Überwindung bedacht ist, ergeben sich die notwendigen Folgerungen wie von selbst: die stete Gewissenserforschung über das eigene Verhalten gegenüber den Andersgläubigen und das beharrliche Bemühen, den eigenen und den fremden Glauben richtig, d. h. im Lichte der Wahrheit zu sehen. Da wird es auch nie an dem guten und tatkräftigen Willen fehlen, die hohe Mauer der Mißverständnisse und Abneigungen zwischen den Konfessionen in geduldiger Arbeit abzutragen, Stein für Stein.

François Mauriac und das religiöse Erlebnis einer Generation

Von Charlotte Demmig

Im Jahre 1890 hatte in Frankreich der Gedanke einer katholischen Wiedergeburt zum ersten Mal Ausdruck gefunden in dem Wort des Philosophen Ollé-Laprune: „Die junge Generation kehrt zu Christus zurück.“ Seitdem verschwand die Hoffnung auf eine religiöse Erneuerung nicht mehr. Sie erwies sich zwar immer wieder als Illusion: Die allgemeine Entchristlichung schritt konsequent und unaufhaltsam weiter. Trotz der großen Konversionsbewegung, die bei Ausbruch des Krieges einsetzte und nach seiner Beendigung einen neuen Aufschwung erlebte, gab die Verschiedenartigkeit ihrer Motive — ästhetisch, literarisch, sentimental, politisch — immer wieder Grund, noch bis Mitte der zweiten Dekade unseres Jahrhunderts an der Realität einer katholischen Wiedergeburt zu zweifeln. Aber neben den Vielen, die im Laufe dieser, über ein halbes Jahrhundert sich hinstreckenden Bewegung am Ausgangspunkt oder auf halbem Wege stehen blieben, wuchs ständig auch die Zahl derer — gerade in den Führerschichten —, die den Weg bis zu Ende gingen, d. h. bis zur geoffneten Wahrheit, zur dogmatischen Lehre, zur autoritären Kirche. Heute läßt sich die Tatsache nicht mehr bestreiten, daß der Katholizismus wieder eine der maßgebenden und entscheidenden Kräfte im zeitgenössischen Frankreich ist. Wenn es kaum ein Gebiet gibt, das der Aufbruch nicht erfaßt hätte — Politik, Philosophie, Wissenschaft, Sozialwesen —, so wirkte er sich zunächst und vor allem in der Literatur aus, in der ja stets alles, was im Innern einer Volksseele gärt, zu allererst einen Niederschlag findet.

Um hier den Werdegang der religiösen Erneuerung in allen seinen verschiedenen Etappen verfolgen zu können, bietet sich ein lebendiger und sicherer Wegweiser im Werke jenes Dichters, der heute auf der ganzen Welt bekannt ist als der größte Romancier des zeitgenössischen Frankreichs: François Mauriac. Glaube, Mythos, Wesen, Elan einer ganzen Generation spiegelt sich in diesem Werk; durch die ganze lange Reihe seiner Romane zieht sich ihr religiöses Erlebnis hindurch, von ihm selbst erlebt, durchkämpft, erlitten. An der Spitze dieser irrenden, unruhvollen Jugend hat er lange Jahre den Weg zur Lösung aller der seelischen und geistigen Probleme gesucht, die auch ihn quälten, den Weg, der gleich-